



## **Ausgewählte Aufsätze**

**Brandi, Karl**

**Oldenburg i.O., 1938**

Gegenreformation und Religionskriege (1930). Göttingische gelehrte  
Anzeigen 192, 177-191.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

## Gegenreformation und Religionskriege

*Brandt, Karl, Gegenreformation und Religionskriege, Deutsche Reformation und Gegenreformation, zweiter Halbband. — Deutsche Geschichte, hrsg. von Erich Marcks II. Leipzig 1930, Quelle u. Meyer. 329 S. 10 Porträts.*

Eine Selbstanzeige, wie sie altem Herkommen nach für die Mitglieder unserer Universität an dieser Stelle [in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen] die einzige Form der Besprechung darstellt, kann nichts anderes sein als ein Bekenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, intellektuell oder moralisch. Zufrieden ist schwerlich je ein Autor; also hat er die Dinge entweder nicht recht begriffen oder nicht völlig ausreifen lassen. Denn er befindet sich als Kritiker genau in demselben Vorteil wie der fremde Rezensent, daß er am fertigen Werk jeden Mangel erkennt, der am entstehenden, man möchte sagen, in der Bewegung verschwand. Und er sieht noch mehr, gemessen an dem, was ihm als Ideal vorschwebte.

Mir schwebte vor, einen historischen Zusammenhang einfach zu erzählen, weil ich glaube, daß nur die den Hergang nachbildende Erzählung der Form des Erlebnisses entspricht. Aber die Erzählung bedarf einer inneren Folgerichtigkeit, einer kausalen Verknüpfung und damit auch einer gewissen Breite. Versagt man ihr diese, so verkümmert sie bei komplizierten Zusammenhängen leicht zum andeutenden Gerüst. Denn die rationale Erkenntnis, die sie leitet, will alle Momente, die sie als wirksam erkannt hat, auch beibringen. Die Folge ist notwendig, daß entweder die Erzählung leidet oder die Wahrheit.

Nun hilft sich die Geschichtsschreibung von alters her auf ihre Art. Sie wählt. Nicht willkürlich, sondern genau wie die freie Erzählung unter bestimmten Gesichtspunkten. „Deutsche Geschichte“ wäre eine Unendlichkeit, aber „Gegenreformation und Religionskriege“ bedeuten Auslese des Entscheidenden unter diesen Gesichtspunkten.

Freilich möchte man mancherlei bedeutende und reizvolle Erscheinungen der Zeit, die zum mindesten auf ihrer Szene stehen, nicht missen; doch häufen sich damit die Schwierigkeiten der Komposition<sup>1)</sup>. Man muß sich also in jedem Falle Beschränkungen auferlegen, wenn man das eigentliche Ziel nicht verfehlen will.

Dieses Ziel war für mich das Verständnis dessen, was wir Gegenreformation nennen, d. h. nichts Geringeres, als die Einsicht in Begründung und Wesen des neuzeitlichen Katholizismus in Deutschland. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß er sein besonderes Wesen erst gefunden hat in der Auseinandersetzung mit der Reformation. Protestantismus und Katholizismus in Deutschland sind mit- und auseinander entstanden. Wir begehen in diesem Jahre das Jubiläum der Konfessionen. Die *Augustana* war die erste welthistorische Konfession und ein sonderbarer Reflex davon wurde die „katholische Konfession“. Aber Katholizismus und Protestantismus sind historisch etwas viel Allgemeineres als die Konfessionen<sup>2)</sup>. Der Protestantismus umfaßt viele Konfessionen und der Katholizismus ist seinem eigentlichen Wesen nach überhaupt keine. Ich habe das Gefühl, daß eine verbreitete ideenmäßige Auffassung die Kirchen als Emanationen ihrer Bekenntnisse betrachtet, während doch das Bekenntnis in jedem Falle umgekehrt nur eine höchst unzulängliche Umschreibung der in den Kirchen lebenden Ideen darstellt. Noch mehr. Die Genesis der Konfessionen liegt eigentlich nicht im Religiösen, sondern in dem staatsrechtlichen Verlangen nach eindeutiger Unterscheidung — also etwa der Konfessionsverwandten in Augsburg 1530 von der bis dahin herrschenden Theologie —, aber auch von den Schwärmern und Täufern, in die

<sup>1)</sup> Albert Elkan, Entstehung und Entwicklung des Begriffs „Gegenreformation“ (Hist. Zeitschr. 112, 473) macht S. 491 darauf aufmerksam, daß E. Gothein (Staat und Gesellschaft der Gegenreformation. Kultur der Gegenwart II, 5) zwar sage, die religiöse Bewegung sei überall das maßgebende, aber in seiner Darstellung eigentlich daran scheitere! Richtig ist, daß sich der ungeheure Gehalt der Zeit weder unter dem Gesichtspunkt der religiösen Bewegung noch demjenigen von Staat und Gesellschaft ausschöpfen läßt. Das Kühnste ist Gotheins Versuch, die gemeinsamen Züge in den entgegengesetzten Bekenntnissen aufzuweisen.

<sup>2)</sup> Vgl. jetzt den Abdruck meines Wittenberger Vortrags über Katholizismus und Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert (Zeitwende 1930); Auszug in den Forschungen und Fortschritten vom 20. Mai 1930; ich berühre mich damit in den obigen Ausführungen mehrfach.

man bekanntlich ihre Konfession erst hineinfragte<sup>3)</sup>. Die welthistorischen Gegensätze sind viel allgemeiner<sup>4)</sup>.

Die römische Kirche, gegen die sich die deutsche Reformation wandte, war die christliche Kirche schlechthin. Das bedeutete die ganze abendländische Welt- und Lebensordnung, das Gefüge von Denken, Fühlen, Organisation, Lehre, Kultus und Recht dieser historischen Einheit, alles umfassend und ganz universal, räumlich, zeitlich, sachlich. Gegen das Wesen dieser unverbrüchlichen, durch Macht regulierten, das alte römische Reich weiterlebenden Staats- und Ideengemeinschaft richtete sich der Protestantismus, der auch seinerseits älter war und mehr als eine Konfession. Denn seine Wurzeln liegen nicht nur im Theologischen, sondern ebenso stark im Politischen. Das Politische ist nicht „Förderung“ oder gar Wurzel des Theologischen, sondern die innere und die äußere Auseinandersetzung mit der römischen Kirche gingen schon jahrhundertlang Hand in Hand. Das wesentliche an Luthers Reformation war nur, daß der politische Kirchenkampf nie vorher, aber auch nie nachher, eine solche das Wesen der mittelalterlichen Kirche im Kern treffende Begründung gefunden hat, als durch ihn; und daß diese Begründung zugleich einen so hohen religiösen Reingehalt besaß. Die Kirche, die sich ihrem Begriff nach bis in die Staatspolitik der Päpste und bis in die Praxis des Ablasshandels selbst geheiligt hatte, wurde wirklich im Wesenhaften getroffen, als ihr die im Gewissen verbindliche Heiligkeit ihrer Institutionen aus Anlaß eines Einzelfalles rundweg abgesprochen wurde. Und das Positive, das Luther dagegen setzte, die Rechtfertigung aus der Gnade in unmittelbarster Beziehung des sündigen Menschen zu

<sup>3)</sup> Erich Meißner, Die Rechtsprechung über die Widertäufer und die anti-täuferische Publizistik. Diss. M.S. Göttingen 1921.

<sup>4)</sup> Es ist deshalb einer der Grundfehler in den vielumstrittenen Ausführungen von E. Troeltsch über die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt [Hist. Zs. 1906], daß er die rechtlich zu sehr verschiedenen Zeiten anerkannten, politisch aber unvergleichbaren Konfessionen des Luthertums und Calvinismus als „Altprotestantismus“ zusammenfaßt, alle anderen Bewegungen aber ausschließt, obwohl er ihnen im „Neuprotestantismus“ eine große Rolle zuschreibt. Die Betrachtung ist rein dogmengeschichtlich, verkennt die völlige Veränderung in den politischen Bedingungen des Katholizismus und rückt den Altprotestantismus viel zu nahe an ihn heran.

seinem Gott, bedeutete eine solche Verinnerlichung, eine solche Sammlung, eine solche Loslösung von allem Äußeren, daß darin das uralte Ideal der Eremiten und Mystiker mit dem tätigsten Leben in Welt und Familie zusammengehen konnte. Indem Luther „den Schwerpunkt in dem Verhältnis des Menschen zu Gott — die Rechtfertigung — aus dem periodischen Sakramentsempfang in jeden Augenblick des gegenwärtigen Lebens des Einzelnen zurückverlegte, schuf er unendliche Möglichkeiten der Heiligung des Daseins aus der Tiefe der Persönlichkeit“ (S. 137). „Alle Kasuistik der Einzelhandlungen unter obrigkeitlicher Verantwortung versank vor der einfachen Forderung eines in der Wurzel gottesfürchtigen Lebens.“

Die mittelalterliche Kirche war in ihrer letzten Entwicklung die denkbar höchste Steigerung des Kultischen und des Sozialen gewesen, insofern sie das ganze Leben in die eine große geweihte Ordnung hineingezogen hatte. Und der Protestantismus, als er sich gerade dagegen wandte, war umgekehrt die denkbar schärfste Ablehnung dieser „Kirchlichkeit“, insofern für das Seelenheil dieses alles, auch die Gemeinschaft, rein gar nichts mehr bedeutete. So mußten auch alle äußeren Bräuche, Räume, sichtbaren Kunstwerke unter diesem Gesichtspunkt ihren Sinn verlieren und verfallen, wogegen die aus dem Angstschrei oder der tiefen Seligkeit des ringenden Menschen strömende Musik erst recht ihre religiöse Weihe erhalten konnte. Es war doch in allem eine völlige Umkehr.

Daß so viel des Alten in den neuen „Kirchen“ blieb, ja, daß es überhaupt noch Kirchen gab, begrifflich und in Räumen, läßt sich nicht ebenso in zwei Worten erklären. Es hängt aber sehr stark mit den überkommenen bürgerlichen und staatlichen Lebensordnungen zusammen, an denen nun einmal so viel von der eben charakterisierten kirchlichen Weihe des Lebens hängengeblieben war.

Denn das Entscheidende im Durchbruch des Protestantismus war und blieb das Machtpolitische, der Kampf gegen die Beeinträchtigung der erwachenden Souveränität der Staaten durch die Kirche auf allen Lebensgebieten bis in die Wirtschaft, die Finanzen, die rechtlichen Ordnungen, ja bis zu rein außenpolitischen Machtrelationen. Und eben dieser Kampf um das Recht des Staates war nur in weltlichen Formen auszutragen. Seine Träger, Opfer und Nutznießer waren zunächst die

Fürsten. „Keinem der Reformatoren ist im Wechsel des Schicksals auch nur ein Haar gekrümmt worden. Des Kaisers Gefangene waren eines Tages die Fürsten, nicht ihre Berater oder Führer.“ Aber in der Prüfung zeigten sie, daß sie eben nicht nur Helden des Staates, sondern auch ihres Glaubens waren. In Deutschland war also der Kampf ein doppelter; er richtete sich gegen das Reich wie gegen die Kirche. Und doch, nie stand das Reich größer da, als in den Jahren der Reformation, da bei ihm die Entscheidung lag über die heiligsten Dinge; nie war es freilich auch tiefer zerfallen, als nach dem Religionsfrieden auf dem Reichstag von 1555, der zwei Konfessionen gegeneinander stellte und zum Überfluß auch diesen Frieden der Auseinanderordnung noch so unvollkommen gestaltete, daß es nun erst recht zum Entscheidungskampfe kommen mußte. Der Gegensatz der Zeiten ist damit reichspolitisch am klarsten ausgedrückt.

Darüber sind wir bei dem Problem der Gegenreformation angelangt. Das Wort tritt, wie der zu früh verstorbene *Elkan* 1914 nachgewiesen hat, zuerst bei dem Göttinger *Pütter* auf, der 1762 noch „einem alten Brauch folgend nur von katholischen Reformationen spricht“, 1776 aber schon im Singular von Gegenreformation redet und damit faßt unbewußt den Periodenbegriff einführte<sup>5)</sup>. Fragt sich nur, was darunter zu verstehen ist. Was die einzelnen Autoren in den inzwischen verflossenen 150 Jahren darunter verstanden haben, ist ziemlich gleichgültig; — in dem Wort „Gegenreformationen“ lag jedenfalls als ursprünglicher Sinn eine Bezeichnung für die meist gewaltsamen Gegenbewegungen in den einzelnen Gebieten des Reiches gegen die schon eingeführte oder wenigstens eingedrungene Reformation als geistige oder kirchliche Haltung.

Die Voraussetzung für diese historisch im ganzen richtige Vorstellung ist das Eingreifen der Obrigkeit gegen die Überzeugung ihrer Untertanen. Aber wer war diese Obrigkeit? *Ranke* meinte am Ende seiner Darstellung der Reformation (V, 362): „So viel hatte Karl V

<sup>5)</sup> S. 486 meint *Elkan*, *Ranke* habe zuerst von einer Epoche der Gegenreformation gesprochen und zitiert dafür den Schlußabsatz von *Ranke's* Reformationsgeschichte (V, 362). Die Tatsache ist gewiß richtig, aber das Zitat bei *Elkan* ist an der entscheidenden Stelle leider falsch. *Ranke* spricht auch hier, wie sonst, noch von Gegenreformationen: „Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformationen“.

doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.“ Das ist mindestens sehr übertrieben. Denn gerade Karls V Auftreten und Erfolge drängten lange Zeit etwa das Wittelsbachsche Haus umgekehrt auf die Seite der protestierenden Fürsten. Es ist also nicht so sehr der „spanische Kaiser“ gewesen als vielmehr etwas anderes innerhalb des deutschen Volkes selbst. Gewiß haben mehrere katholische Fürsten, wie Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, an der Seite des Kaisers Partei genommen, älteren politischen Gruppierungen entsprechend. Aber für die Wittelsbacher in der Pfalz und in Bayern gilt das keineswegs. Im Grunde auch nicht eigentlich für die meisten geistlichen Fürsten, denen bei einiger Entschlossenheit in der Säkularisation ganzer Fürstentümer mehr winkte, als den weltlichen Herren durch allerlei Kirchengüter.

Die Frage ist weiter: war es nur Beharrung und Ablehnung des Neuen oder waren es verjüngte Kräfte, die aus der alten Kirche beizzeiten und mit positivem Gehalt auch in die deutschen Lande einströmten? Ich denke, beides. Jedenfalls sind wir hier an der entscheidenden Stelle. Wir beobachten nebeneinander die konservative Richtung einiger Fürsten und eine neue Kirchlichkeit, die sie bald stützen sollte. Beginnen wir mit der letzteren. Woher kamen diese neuen Kräfte und was waren sie ihrer Art nach?

Meine Antwort lautet zunächst wie bei *Maurenbrecher*, *Geschichte der katholischen Reformation* (1880) und bei *Gothein*, *Loyola* (1895): aus Spanien; aber doch sehr viel vorsichtiger. Maurenbrechers bestimmte Formulierung: „Das Beispiel Spaniens mußte die anderen Länder Europas zur Nachfolge ermuntern“, ist viel zu grob. Die richtige Abgrenzung zwischen dem Anteil Italiens und Spaniens ist mir bei einem kurzen Aufenthalt in Spanien neuerdings noch viel problematischer geworden. Das Staatskirchentum Spaniens war gewiß sehr entwickelt, bewegte sich aber doch nur in denselben Richtungen wie in England und in den deutschen Territorialstaaten. Und der Stärke dieses Staatskirchentums entsprach auch in Spanien die Neigung zur Opposition gegen die Kurie; ganz bewußt habe ich die Figur des Diego Mendoza, Träger der Proteste Karls V gegen die Kurie in Sachen des Konzils, gleich am Anfang wie ein Symbol herausgestellt. Auch die spanischen Bischöfe gehörten zu den für die Kurie unbequemen Ele-

menten auf dem Konzil; von Karls V wiederholten Konflikten mit den Päpsten seiner Zeit gar nicht zu reden.

Was aber die innere Richtung der spanischen Frömmigkeit und Disziplin betrifft, so sind gewiß die geistige Haltung der heiligen Theresa und vollends des Jesuitenordens überaus wichtig geworden. Indessen der letztere ist erst durch die Approbation und den Einfluß der römischen Kurie hindurchgegangen und in mannigfachen Verschmelzungen mit dem Geist der Renaissance zur Auswirkung gekommen. Diese Wechselwirkung zwischen Spanien und Italien erfordert doch größere Beachtung, als sie bisher gefunden hat. Ich verdanke dem lehrreichen Buch von *Georg Weise*, *Spanische Plastik* (II. 1927) die verstärkte Einsicht darin, wie sehr schon die Frührenaissance, vollends die Hochrenaissance, nach Spanien hinübergewirkt haben. Neben niederländischen Einflüssen sind also zeitig italienische zu beobachten. Noch wichtiger, daß gerade um die Mitte des Jahrhunderts, also zu dem Zeitpunkte, da man in die Periode der Gegenreformation gerät, das altspanische Empfinden auch in der Kunst von dem „Romanismus“, ich würde sagen von der klassischen Hochrenaissance, geradezu verdrängt worden ist.

Und eben darin liegt ein Zug von viel allgemeinerer Bedeutung. Gerade im Hinblick auf Spanien und Italien sieht man, wie die erste Hälfte des Jahrhunderts überall in Europa ein religiöses Gesicht zeigte. Die Welt, aus der die Reformation geboren wurde, war unendlich reich an innerem Verlangen, an geistiger Schärfe, an Mut zum Bekenntnis. Das gilt von den Alumbrados in Spanien bis zu den Schwärmern in Deutschland und in den Niederlanden. Das gilt auch von den Italienern der ausgehenden Renaissance; auf den Platonismus hat sich wirklich ein innerliches religiöses Interesse aufgebaut, für das die Gedichte des späten Michelangelo denkwürdig bleiben. Die religiösen Persönlichkeiten, von denen die Welt damals wimmelte, gerieten bezeichnenderweise fast überall, in Spanien und Italien so gut wie in Deutschland, in Konflikte mit den kirchlichen Gerichten, mit der Inquisition. Die Kreise um die heilige Theresa sind davon so wenig verschont geblieben wie die Kreise um Morone und Contarini in Italien.

Um die Mitte des Jahrhunderts aber wurde es überall still davon. Schon *Ranke* hatte erkannt (Zur Geschichte der italienischen Kunst, 1878 S.W. 51/52), daß „die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe

<sup>29</sup> Brandi

vielfach geändert hatte“. *Elkan* nimmt das auf. *Weise* bestätigt es auf das eindringlichste für Spanien. „Philipps II Regierungsantritt bedeutet für Spanien auf geistigem und religiösem Gebiet die Reaktion strenger Uniformität und Glaubenszucht gegen das fröhliche Wuchern individualistischer Triebe.“ „1559 fand in Valladolid das erste Auto-dafé statt, bei dem vierzehn Personen verbrannt wurden, darunter mehrere vornehme Damen und ein ehemaliger Hofprediger Karls V.“ Überall ist charakteristisch die „innere Wandlung vom mystischen Subjektivismus zur Aktivität“ (S. 195) — wie im Jesuitenorden. Dazu eine wachsende Neigung für das Höfische, Distanzierte, Getragene, Heroische. Fray Juan de los Angeles († 1609) preist die berühmten Heiligen als Helden und Ritter an der Tafelrunde, *los generales y capitanos del pueblo cristiano y los de la mesa redonda*. Die alt-spanische Ekstase, die später wieder durchbrechen sollte, wurde auf fast zwei Menschenalter verdrängt. Philipp II lehnte auch Greco ab. Er beschäftigte als Maler nur Romanisten. Am Escorial liebte er das große Pathos der Hochrenaissance, weitab von den spanischen Plateresken. Nun steckt freilich in dieser italienischen Hochrenaissance nach ihrem eigenen Geständnis, etwa im Cortegiano, allerlei spanischer Geschmack. Allein die große Linie ihrer Entwicklung war unabhängig davon und in Italien seit Generationen vorgezeichnet. Man war überall von dem lebendig Bewegten auf das Gehaltene, auf das Großartige, schließlich auf das Akademische gekommen<sup>9)</sup>. Darin aber liegt wieder ein Allgemeines, das sich im ganzen Bereich der Gegenreformation darstellte: der Sinn für Einheit, Ordnung und *Decorum*, für Autorität, Führung und Unterordnung. Die disziplinären Kräfte wurden zunehmend mehr betont, als die religiös-persönlichen.

Diese gesteigerte Bedeutung der Disziplin rückt naturgemäß auch für den Historiker diejenige Stelle in den Vordergrund, bei der die Leitung der Kirche lag, die römische Kurie. Hier glaubte ich noch bestimmter einsetzen zu müssen. Zwar nicht mit der allgemeinen Haltung der Päpste — die war zu sehr politisch belastet und persönlich differenziert. Wohl aber mit der Leitung des Konzils, die durch drei

<sup>9)</sup> Die Kunst der Gegenreformation behandelte zuerst M. Reymond, *Revue des deux mondes* 1911; seither W. Weisbach, *Der Barock als Kunst der Gegenreformation* (1921); doch gehe ich auf die Einwendungen Pevsners hier nicht ein; auch Weise setzt sich damit auseinander.

Dezennien hin eine bewunderungswürdige Folgerichtigkeit zeigte und schließlich eine ungeheure Erstarkung des Systems der römischen Kirche bedeutete. Unter Verzicht auf Tageserfolge wurde hier ganz entschlossen der Weg beschritten, der im Vaticanum enden mußte. Mehr noch, als selbst *Pastor* seiner ganzen Auffassung nach erkennen konnte, glaubte ich die diplomatische Umsicht der Konzilsleitung hervorheben zu müssen. Sie hat der Kurie Dogmen und Disziplin uneingeschränkt gesichert. Ich weiß wohl, daß ich mit der starken Betonung der taktischen Konzilsleitung die Ökonomie der Darstellung nach einer Seite stark angespannt habe. Doch war ich überzeugt, damit das wichtigste Moment in dem neuen politischen Aufbau der Kirche betont zu haben. Diese überlegene politische Klugheit war ein Erbe der Renaissance, doppelt altrömische Tradition.

Die Frage also nach der Herkunft der von außen her nach Deutschland einströmenden Kräfte beantworte ich so, daß sie vorwiegend aus Italien stammen, von der Kurie eingesetzt und geleitet. Spanischer und italienischer Geist hatten sich auf verschiedenen Stufen durchdrungen, doch war zuletzt der italienische durchaus führend geworden. Damit ist auch das Wesen dieser Kräfte bezeichnet. Es ist politisch im eigentlichen Sinne; daneben mehr kultisch als religiös, aber eben deshalb im Besitz der ganzen bis aufs äußerste gesteigerten Pracht und Klarheit der Hochrenaissance mit ihrer Tendenz auf eindringlichste Sichtbarkeit und allgemein gültige Form. Wie nahe sich das alles mit höfischen Stimmungen berührte, wie sehr es dem modernen Fürstentum wahlverwandt war, liegt auf der Hand. Deshalb das große Interesse, das der Jesuitenorden an dem adeligen Nachwuchs nahm, an dem Einfluß auf die Fürstenhöfe durch Beichtväter und Erziehungsanstalten. Durch die neuen Orden der Jesuiten und der Kapuziner lebte der politische Adel der Renaissance weiter in einer Politik größten Stils.

Bedarf es noch eines Hinweises darauf, wie sehr dieses alles auch der deutschen Entwicklung gemäß war? Der gemeine Mann, sogar das Bürgertum der Städte waren dem Fürstentum fast überall unterlegen. Der höfische Stil, seine Ansprüche und Mittel drückten nun auch den kleinen Adel unaufhaltsam hinab.

Damit berühren wir schon die besondere politische Lage in den deutschen Fürstentümern, an denen sich die alte Kirche, jetzt als neuer Katholizismus wieder aufrichtete. Es sind, von kleineren abgesehen,

vor allem das bayrische und die habsburgischen. Daß irgend welche äußeren Vorteile diese Fürstentümer primär bei der alten Kirche festgehalten hätten, wird man nicht mehr sagen dürfen. Ihre Fürsten sind nur innerlich zumeist von der kirchlichen Reformation in keiner Form berührt worden. Die einzige Ausnahme unter den Habsburgern, Maximilian II, verdient deshalb in der Tat das ihm stets entgegengebrachte Interesse. Bei ihm, dem Schwiegersohn Karls V, ist an der lutherischen Glaubensrichtung gar nicht zu zweifeln, aber eine gewisse Weichheit und der starke Druck, der zeitlebens auf ihn ausgeübt wurde, insbesondere die Hoffnung auf Nachfolge seiner Söhne in Spanien haben ihm mehr Zurückhaltung auferlegt und mehr Entgegenkommen abgenötigt, als es eigentlich in seiner Meinung lag. Maßgebend dafür war freilich auch das völlige Versagen der protestantischen Fürsten auf seine sehr vertrauliche Werbung, wessen er sich bei ihnen zu versehen habe. Die Unklarheit seiner tatsächlichen politischen Haltung, das hohe Maß ungesicherter Zugeständnisse an die Stände seiner Erblande hat ein gut Teil der späteren Verwirrung in diesen Landen und den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gerade in Böhmen mit verschuldet.

Aber die Wittelsbacher in Bayern haben in keinem Gliede geschwankt. Die alte Geschlossenheit des bayrischen Fürstentums, tüchtige und tatkräftige Räte wie Leonhard von Eck, dann freilich auch eine Häufung von Umständen, alle geeignet, das Fürstentum in seiner konservativen Politik zu bestärken, das Fehlen großer Städte mit einer wirklich elementaren lutherischen Bewegung, bald auch allerlei Vorteile wie die Förderung des fürstlichen Hauses durch Erwerb geistlicher Fürstentümer wirkten zusammen. Im einzelnen auch die Aussicht auf Einverleibung kleiner reichsfreier Gebiete; gerade dafür ist die Regierung Albrechts V lehrreich. Hier wirkte im richtigen Augenblick selbst brutale Entschlossenheit Wunder. Die Umkleidung aller dieser rein politischen Maßregeln mit kirchlicher Verdienstlichkeit, insbesondere die Pfründenhäufung in den Händen nachgeborener Prinzen, von der Kurie gegen alle Gesetze des Trienter Konzils mit erstaunlicher Weitherzigkeit geduldet, ließen in Bayern die Triebkraft des politischen Protestantismus um so weniger zur Entfaltung kommen, als im Grunde ja der weltpolitische Erfolg der Reformation, die Zerschlagung jener großen politischen Kirchengemeinschaft naturgemäß auch den katholisch gebliebenen Fürsten zugute gekommen war.

Indessen ist gerade Bayern auch für die innerlichen Züge der Gegenreformation das wichtigste Fürstentum geworden. Der gar nicht sehr religiöse Albrecht V war überaus kunstliebend. Höfische Pracht und das Kirchentum der Renaissance gingen bei ihm und seinen Nachfolgern vortrefflich zusammen. Unter diesen erfolgte dann auch die Vertiefung. Wilhelm V und Maximilian I haben Außerordentliches an Devotion geleistet; sie wurden wirklich Idealfürsten im Sinne der Gegenreformation. Nicht nur in der Pflege des Gottesdienstes und der klösterlichen Niederlassungen, sondern wirklich in der inneren Beziehung ihres ganzen Lebens auf das Jenseits unter kirchlicher Führung. Und eben diese Richtung suchten sie in einer obrigkeitlich disziplinären Überwachung ihrem ganzen Volke mitzuteilen, darin die Idee der mittelalterlichen Kirche im kleinen und mit gesteigerter Intensität wiederholend. Gleichwohl war vieles darin neu; diese Kirchlichkeit war jetzt vor allem charakterisiert durch ihre Gegensätzlichkeit gegen den Protestantismus; sie war deshalb unendlich viel starrer als das vielgestaltige, harmlosere, frei blühende, oft genug wild wuchernde mittelalterliche Kirchenwesen.

Die großen Kämpfe der Gegenreformation lagen erst da, wo bei Adel, Bauern und kleinen Bürgerschaften lutherische Stimmungen, zum Teil feste Glaubensmeinungen und stellenweise sogar ein geordnetes lutherisches Kirchentum eingezogen waren und nun von einer sich an römischen, spanischen, bayrischen oder jesuitischen Anschauungen messenden Obrigkeit nach altem Ketzerrecht gewaltsam ausgerottet wurden. Das war der Fall in Steiermark, in Ober- und Niederösterreich, öfter verbunden mit blutigen Bauernunruhen; zuletzt in Böhmen. Aber der böhmische Krieg wäre schwerlich so glimpflich für das Haus Habsburg und die katholische Kirche ausgegangen, wenn nicht die Gegenreformation inzwischen auf bequemen Kampfplätzen die umfassendsten Erfolge errungen, und wenn nicht seinerseits der Protestantismus in diesen Generationen fast völlig versagt hätte.

Damit sind zwei durchgehende Ideen oder politische Bedingungen bezeichnet, die für den weiteren Aufbau einer Geschichte der Gegenreformation grundlegend werden mußten. Die bequemen Kampfplätze lagen in den geistlichen Fürstentümern, in denen die Reformation zwar eingedrungen war, aber doch nicht eigentlich ursprüngliche Kraft besaß, wie in Augsburg, Würzburg und Fulda. Hier nimmt Julius

Echter von Mespelbrunn, der erst um Fulda kämpfte, dann Würzburg reformierte, eine wichtige Stelle ein; an seiner Seite stehen die Jesuiten, so gut wie im Stifte Augsburg, im Mainzischen und Paderbornischen. Schwieriger schien der Kampf um das Erzstift Köln. Allein die Tage des ersten Hermann von Wied und seiner theologischen Berater sind nicht wiedergekehrt. Die Motive des Gebhard Truchseß, sein Liebeshandel mit der Gräfin Mansfeld, hatten so wenig werbende Kraft, wie der vertrocknete Protestantismus seiner Freunde. Dagegen bedeutete die Nachbarschaft der Niederlande mit ihrem Lebenskampf um die Existenz des Staates, mit stehenden Heeren und Generalen eine ungeheure Rückenstärkung namentlich auf Seite der Altkirchlichen. So konnte es geschehen, daß selbst ein persönlich so geringwertiger Prätendent wie Herzog Ernst von Bayern in einem gerade durch die mangelnde Energie verwüstend gewordenen Kriege zu seinen übrigen Pfründen von Freising, Hildesheim und Lüttich auch noch das Erzstift Köln gewann und behauptete.

Die Herstellung des alten Kirchentums und die Vernichtung aller Ansätze und Anwandlungen zum Protestantismus in Bayern, Steiermark und den beiden Österreich war die erste Phase der Gegenreformation gewesen — Vorgänge, an die sich der Name Gegenreformation zunächst angelehnt hatte. Die Rückgewinnung geistlicher Fürstentümer, insbesondere Kölns, bezeichnete die zweite Phase. „Hier bedeutete Gegenreformation in erster Linie die Behauptung des Fürstensitzes selbst bei der katholischen Kirche und dann erst des Landes durch den katholischen Bischof. Dabei stellten die Bistümer insofern etwas verheißungsvoll Neues dar, als hier der Landesherr und Bischof in einer Person in der Lage war, das öffentliche Kirchenwesen zugleich zu kräftigen und zu vertiefen.“ Bei Bischof Julius von Würzburg sind Ansätze dazu erkennbar — ein Kirchenstaatswesen, das dann doch in der Keimung wieder verdorrte, nicht zum wenigsten infolge der Begleiterscheinungen rein politischer Art. Denn der Kampf war nun schon eine rein staatspolitische Aktion, nur möglich in Anlehnung an die großen katholischen Mächte der Zeit, Spanien, Österreich und Bayern. Ja, die „Sicherstellung der zurückgewonnenen Positionen konnte trotz der scharfen Gebote des Trienter Konzils nur erfolgen durch Zusammenfassung ganzer Bündel von Diözesen in den Händen junger, vielfach wenig kirchlicher Fürstensöhne. Insofern ist

in den geistlichen Fürstentümern gerade über dem erfolgreichen Kampf darum schon jetzt die Gegenreformation als geistige Erneuerung zum Stehen gekommen“ (S. 215).

Gleichwohl trat die Gegenreformation noch in eine dritte Phase ein als europäische Bewegung. Auf die Entwicklung der Dinge in Bayern hatte die große Politik gar keinen Einfluß gehabt; auf Österreich und Steiermark, wie wir gesehen haben, nur einen geringen. Dasselbe gilt von dem Kampf um die oberdeutschen Bistümer. Nur bei Straßburg spielte bereits die französische Politik von Lothringen her hinein. Bei Köln war die Nachbarschaft der Niederlande mit entscheidend geworden. Allein das europäische Moment trat in viel größeren Zusammenhängen hervor und kann nicht voll begriffen werden ohne ein Verweilen bei dem Schicksal des Protestantismus.

Er war in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland wirklich erstarrt, denn der Calvinismus, der nach Frankreich, in die Niederlande und nach England so viel frische Initiative brachte, diente in der Pfalz nur zur tieferen Verfeindung mit Kur-sachsen und zur weiteren Verkümmern der Theologie in den Buchstaben. So blieb die naheliegende Beteiligung der deutschen Fürsten an den niederländischen und französischen Kämpfen gelähmt, denn das Luthertum hatte erst recht keine Neigung zum Eingriff. Gleichwohl behielten diese Kämpfe auch für Deutschland ihre Bedeutung. Sie dienten unter anderem der spanisch-österreichischen und der bayrischen Partei zur Aufmerksamkeit und Sammlung; sie dienten vor allem in dem verwirrenden Spiel des spanisch-französisch-englischen Systems zu jener sonderbaren Entkonfessionalisierung der französischen Außenpolitik, die im Dreißigjährigen Kriege so verhängnisvoll werden sollte. Die Politik erlebt es immer wieder, wie verderblich eine im eigentlichen Streitpunkt indifferente, sonst aber ehrgeizige Macht auf den Geist der Gegensätze und den Stil der Koalitionen wirkt. Frankreich stumpfte die Gegensätze nicht in ihrer Schärfe, aber in ihrer Reinheit ab und trieb darüber selbst die erfolgreichste Machtpolitik.

Die europäische Gegenreformation erlebte die Niederlagen der Spanier in den Niederlanden wie gegen England, gelegentlich auch in Italien. Aber sie erlebte nicht minder das Erstarken des neuen politischen Katholizismus in Deutschland einschließlich Österreich-Ungarns und Böhmens. Das hatte seine Wirkung auch für Polen und seine

Bedeutung bis nach Schweden. Die deutschen Kämpfe sind also in gewissem Sinne unabhängig, und doch nicht verständlich ohne Beachtung ihrer Verquickung mit den europäischen Gegensätzen. Die Möglichkeit für die spanische Macht, Frankreich noch enger und einheitlicher zu umklammern, als in den Tagen Karls V wuchs in jahrzehntelanger Politik, insofern jetzt wenigstens die südlichen Niederlande rein spanisch waren, Trier von hier aus beherrscht wurde, die Pfalz in den ersten Verwickelungen des Dreißigjährigen Krieges besetzt, das Elsaß auf Grund der Hausverträge angestrebt und der Paß vom Oberrhein durch das Veltlin nach Mailand hin wiederholt gesichert wurde, Mailand selbst und Savoyen unter spanischer Verfügung standen.

Am Niederrhein aber bildete der Streit um das erledigte Jülich-Cleve und die Beteiligung Brandenburg-Preußens daran eine erste Verklammerung westeuropäisch-rheinischer Politik mit der osteuropäisch-baltischen. Als Heinrich IV von Frankreich hier kurz vor seinem Tode einzugreifen drohte, schien ein politischer Strudel in der Entstehung, von dem niemand ahnen konnte, was alles in ihn hineingezogen werden würde. Statt dessen begann fast überraschend der große seit Jahren drohende Kampf in einem anderen Winkel des Reichs, in Böhmen — letzten Endes infolge der Unklarheiten und Sonderbarkeiten Maximilians II und seiner Söhne.

Das Reich befand sich seit dem Religionsfrieden in einem verdeckten Kriegszustand; die Streitpunkte waren formuliert, nicht gelöst. Sollte die Arrondierung der Territorien politisch und konfessionell ihren Fortgang nehmen oder nicht? Sollten die geistlichen Fürstentümer, auch die längst von den benachbarten protestantischen Fürsten durch ihre jungen Prinzen in Administration genommenen Stifter gleichwohl Besitztitel der alten Kirche bleiben? Die europäische Gruppierung und diese Streitpunkte sprengten schließlich das Reich auf dem Reichstage von 1608. Noch in Jahresfrist folgten die politischen Bündnisse der Union und der Liga — mehr Kriegsbereitschaften als organische Verbindungen. Eben darin lag ihre große Gefahr. Sie hatten beide keine aufbauende Kraft, bedeuteten nur das organisierte Mißtrauen, den Aufmarsch — man wußte nicht, wozu.

Die Antwort kam über Nacht. Die Liga stieg mächtig auf mit den wieder versöhnten Häusern Bayern und Österreich. Gemeinsam siegten sie in Böhmen, nicht zum wenigsten wiederum infolge des

völligen Versagens der Lutheraner. Sachsen ging in alter Tradition mit dem Kaiser. Und eben die Doppelnatur der kaiserlichen Politik, die sich teils als österreichisch-böhmische Macht, teils als habsburgisch-europäische, teils altkaiserlich gegen die Stände des Reichs orientierte, verwirrte das Spiel heillos und stellte ererbte Treue, vernünftige Einsicht und politische Berechnung auf immer neue Proben. Im Grunde genommen waren es doch nur zwei Probleme, um die sich alles drehte. Das eine war die Machtstellung des Hauses Habsburg, zunächst in den Erblanden — schließlich aber doch erst recht in Spanien. Dagegen stemmten sich auch katholische Reichsfürsten, wie Bayern und katholische Mächte, wie Frankreich; mehr als einmal näherten sie sich einander. Das andere war die Säkularisation der mittel- und norddeutschen Stifter in den Händen protestantischer Administratoren aus den benachbarten Fürstenthümern; hier waren es nicht das Haus Habsburg, sondern gerade so wie im böhmischen Krieg, der katholische Kaiser und mit ihm Bayern, Spanien und die römische Kurie, die mit aller Macht für die Erhaltung der geistlichen Fürstentümer bei der alten Kirche und damit für das Stimmenverhältnis auf dem Reichstage kämpften. Bot sich ihnen die Möglichkeit, so waren sie alle geneigt, das Äußerste zu wagen. Im Restitutionsedikt von 1629 wurde wirklich der letzte Schritt getan, nicht nur als grundsätzliche Verhinderung einer legalen Säkularisation gemäß dem Religionsfrieden von 1555, sondern umgekehrt die gewaltsame Zurückführung der stillschweigend verlorenen Stifter in den katholischen Besitz.

Das rührte auch an die dänischen Interessen, denn der König von Dänemark war als Herzog von Holstein an dem Besitz verschiedener niederdeutscher Stifter mit interessiert. Soweit aber das Restitutionsedikt Ausdruck eines allgemeinen Sieges kaiserlich-katholischer Waffen war, die bereits an die Ostsee vordrangen, berührte es auch die zweite große nordische Macht, Schweden. Die Dinge gingen vollends zusammen infolge der in Polen herrschenden Gegenreformation und der Gefahren, die von der polnischen Linie des Hauses Wasa jeden Augenblick auch Schweden drohten.

An diesem Punkt der Darstellung habe ich die politischen Schicksale und die Versuche einer Gegenreformation in Ungarn, Polen, Rußland und Schweden dargestellt, um den osteuropäischen Hintergrund zu gewinnen. Nicht aber den Untergang der Hanse. Ich empfinde es

selbst als eine Schwäche, daß zu dem Aufstieg der Fürsten das Sinken der Städte nicht in den entsprechenden Kontrast gesetzt ist, etwa so wie die Wullenweberepisode in der Reformationszeit. Da in den europäischen Bündnisverhandlungen, insbesondere den spanisch-habsburgischen Entwürfen, aber auch in England und den Niederlanden, die Seestädte und der Handelskrieg noch einmal eine wenn auch bescheidene Rolle gespielt haben, so wäre eine organische Verflechtung der Erzählung über die letzten Möglichkeiten hansischer Politik, aber auch kaiserlicher Politik im Baltikum einschließlich Litauens, wohl möglich gewesen. Entscheidende Bedeutung freilich haben diese Dinge am Ende doch nicht gehabt.

Nur Schweden wurde schicksalhaft für die deutsche Geschichte. Gustav Adolf spielt praktisch im Nordosten eine ähnliche Rolle wie Frankreich im Südwesten. Die Rettung des deutschen Protestantismus und die Gefahr für das Deutsche Reich gehen unlösbar durcheinander. Mein Urteil, daß Gustav Adolfs Tod bei Lützen „ebenso für Deutschland, wie für seinen Nachruhm eine Gnade des Schicksals“ gewesen sei, ist gewiß anfechtbar, doch sollte es nicht mehr sein, als eine Beleuchtung der Lage. Schließlich bleibt es ein müßiges Beginnen, den Gedanken nachzuhängen, was alles hätte eintreten können. Ähnliches gilt von Wallenstein. Daß er im letzten Jahr gesunde und fruchtbare Gedanken gehabt hat über eine große Pazifikation und die Befreiung der deutschen Lande, ist nicht wohl zu bezweifeln. Die rechten Wege zu diesem Ziele aber hat er nicht eingeschlagen. Sein Bild gewinnt und verliert mit jeder neuen Veröffentlichung. Immer wieder treten seine Intelligenz und sein Weitblick hervor; nicht minder sein kalter Egoismus, der durch den „fatalen“ Zug einer früh ermüdeten Entschlußkraft nur leicht verhüllt wird. In dem aufregenden Gegenspiel des Schwedenkönigs und des kaiserlichen Generals wird man immer den einzig wirklich dramatischen Höhepunkt dieser an innerer Tragik gewiß überreichen Zeit erkennen.

Unter den guten Porträts, die der Verleger auch diesem Bande beigegeben hat, befindet sich das Wallensteinporträt der Liechtensteingalerie, das man so gern akzeptieren würde. Leider ist es nicht unbezweifelt, wie mir H. von Srbik freundlicherweise schreibt, und W. Bode hat in den *Graphischen Künsten* XII (1889) S. 49 entschieden bestritten, daß das Bild Wallenstein darstelle; auch die Datierung

spricht dagegen. Ich knüpfe daran erneut den Hinweis auf den Mangel brauchbarer ikonographischer Hilfsmittel. Schon in den Vorbemerkungen zu den Bildbeilagen dieses Bandes habe ich mich darüber ausgesprochen. Eine wissenschaftliche Sichtung des in Museen, Schlössern, Kupferstichsammlungen und Bibliotheken vorhandenen Porträtmaterials gehört nachgerade zu den dringenden Bedürfnissen auch unserer Wissenschaft. Gute Porträts sind doch für den Historiker sehr viel mehr als Beigaben; manchmal könnten sie der psychologischen Begründung mit als Quelle dienen.